

Körtner, Ulrich H. J.: Mapping the Fields. Wissenschaftsbiographische Einblicke. Wien: Evangelischer Presseverband in Österreich 2023. 170 S. ISBN 9783850733236.

Biographien von Wissenschaftlern sind ein eigenartiges Genre wissenschaftlicher Prosa, vor allem in der Theologie. In ihnen reflektiert jemand seinen Denkweg, verortet sich im Feld, sagt, woher er kommt und woran er sich orientiert hat. Im vorliegenden Band gibt Ulrich Körtner, Professor für reformierte Theologie an der Universität Wien, Einblick in seinen theologischen Werdegang. Der Titel verrät, worum es ihm geht: Mapping the Fields. Mit Feldern sind Arbeitsthemen gemeint, Themen, die den Theologen Körtner in den dreißig Jahren seines Schaffens beschäftigt haben. In diesen Feldern werden grundlegende Einsichten und Anliegen erkennbar, die das Ganze zu einem Gesamtwerk verbinden, eine Art Grammatik erkennen lassen oder – in einer anderen Metapher – eine Stimme hörbar machen. Es ist eine gewichtige, pointierte und prononcierte Stimme, die man wiedererkennt – klar, kompetent und originell.

Ein guter Einstieg ist der erste Beitrag, in dem K. seinen Werdegang schildert und sich als deutscher Migrant in Österreich outet. Vor diesem Hintergrund werden Denklinien nachvollziehbar, die zu den großen Themen führen, die K. beschäftigen: die Diasporalexistenz der Kirchen in der pluralistischen Gesellschaft und die öffentliche Theologie. Mit diesen Stichwörtern verbinden sich unterschiedliche und spannungsreiche Anliegen evangelischer Existenz. Die Erfahrung, einer protestantischen Minderheit anzugehören und als Theologe in einer katholischen Mehrheit zu wirken, sensibilisiert für beides: für das selbstbewusste *publice docere* (Augsburger Bekenntnis, Artikel 14) und für die Selbstbescheidung eines christlichen Lebens, das sich nicht mit Macht, sondern mit dem besseren Argument Gehör verschafft.

Öffentlich theologisieren kann nur, wer streiten kann, ohne sich zu zerstreiten, aber es gleichzeitig schafft, das Evangelium zu kommunizieren, ohne den Streitpartnern das Gefühl zu geben, sie seien die Objekte einer Mission. K. weiß, wie das geht, hat es geübt und eindrücklich bewiesen mit seiner Arbeit am Lehrstuhl für Reformierte Theologie, seinem Einsatz für die Rudolf-Bultmann-Gesellschaft für Hermeneutische Theologie und dem Engagement für das Wiener Institut für Ethik und Recht in der Medizin. Der Geschichte und Entwicklung dieser Einrichtungen widmen sich drei Beiträge. Zur Wissenschaftsbiografie gehört, dass die Leser erfahren, welche innere Ausrichtung die Entstehung der äußeren Einrichtungen begleiten. In einem schönen Essay widmet sich K. den »Anfängen des Verstehens« und zeigt auf, was er von Dietrich Bonhoeffer gelernt hat. »Was aber von Bonhoeffer zu lernen ist«, meint K., »das ist die Bereitschaft zur Redlichkeit, die uns dazu führt, unsere Lage vor Gott wahrhaftiger zu erkennen« (55). Dass die kleine und feine Sammlung zerstreuter Publikationen und Vorträge mit einer »Theologie für die Krise – Theologie in der Krise« schließt, mag man angesichts der gegenwärtigen Großwetterlage als Omen ansehen oder mit einem Amen quittieren – dankbar für K.s Bereitschaft zur Redlichkeit.

Zürich

Ralph Kunz

Löwith, Karl: Wissen, Glaube und Skepsis. Sämtliche Schriften, Bd. 3. Wiesbaden: J. B. Metzler 2022. 474 S. Kart. EUR 34,99. ISBN 9783662659328.

Bekanntlich wollte Schleiermacher der Theologie ihren Platz an der Universität sichern, damit nicht der Knoten der Geschichte sich so löse, dass sich das Christentum mit der Barbarei und die

Wissenschaft mit dem Unglauben verbinde. Wer verstehen möchte, weshalb dieses Projekt gescheitert ist (und das Christentum zwar nicht in der Barbarei, aber in der sozialen Bedeutungslosigkeit versinkt), studiert mit großem Gewinn das Werk Karl Löwiths. Er hat wie kaum ein anderer Philosoph der Neuzeit den Weg der protestantischen Theologie aufmerksam mitverfolgt und mit sachkundigen Einordnungen erhellt. Aus der engagierten Distanz eines lutherisch getauften Juden, der womöglich selber gerne geglaubt hätte, aber das mit seiner intellektuellen Redlichkeit nicht vereinen konnte, bietet er umsichtig ausdifferenzierte Einblicke in das Mit- und Nebeneinander von Philosophie und Theologie, die nachzeichnen, wie sich die Kirchen in heilsgeschichtlich überhöhte Deutungen des Weltgeschehens verstrickt und so ihre Glaubwürdigkeit verspielt haben.

Kurz vor seinem Tod hat der Verleger Berndt Lutz den Band 3 der Gesammelten Schriften L.s zur Publikation freigegeben. – Womöglich erklärt die Hast vor dem nahen Lebensende die vielen Schreibfehler und eine Lücke in den Hinweisen auf die Erstpublikationen. – Der Band versammelt (in hauptsächlich deutscher, teils englischer Sprache) Publikationen aus den Jahren 1930–1967 unterschiedlicher Gattungen. Insbesondere die Rezensionen zeigen plastisch, wie L. seine Erkenntnisse geschärft hat und weshalb weder die Renaissance des jüdischen Denkens um Rosenzweig, Cohen und Bloch noch die evangelischen Neuansätze Barths, Bruners oder Bultmanns für ihn eine intellektuell überzeugende Kraft entwickeln konnten, so dass er mit Burckhardt und Overbeck ein Skeptiker blieb. Mit einer offenherzigen Prägnanz, wie sie eine Rezension in bedrängter Zeit erlaubt, schreibt L. beispielsweise über die *Gestalten an der Zeitenwende* von H. J. Schoeps: Was dieses Werk trage, sei »das übliche ›epochale‹ Bewusstsein, das seinen grossartigen Anfang in Hegels Geschichtsphilosophie nahm und dessen grossspurige Ausläufer Spenglers Theorie des Untergangs und Rosenbergs Ideologie des Aufbruchs sind« (411). Hellsichtig analysiert L. bereits 1930 die Souveränität der existentialistischen Theologie, mit der sich diese gegen alle Infragestellungen durch Empirie und Religionskritik imprägnierte: Weil der Christ »an nichts anderes glaubt als an den puren Glauben selbst«, könne die protestantische Theologie mit einem »fragwürdigen Radikalismus« Feuerbach und Nietzsche integrieren. L. bemerkt dazu: »Was freilich der Glaube ist, der den Menschen so unverwandt und unverwandelt glauben lässt, das zu verstehen ist Sache der Theologen« – der Außenstehende kann es nicht nachvollziehen (30 f.). In einer wunderbaren Miniatur aus dem Jahr 1954, für ein größeres Lesepublikum geschrieben, rekapituliert L. mit didaktischer Klarheit das Verhältnis von Wissen und Glauben (und die Wurzeln dieser Fragestellung im geschichtlichen Siegeszug des Evangeliums). Seine Darstellung schließt mit den Worten: »Das Äusserste, was der christliche Glaube von der Philosophie verlangen kann, ist, dass sie die Möglichkeit einer sich selbst offenbarenden Wahrheit nicht ausschliesst. Denn wenn es eine solche göttliche Selbstoffenbarung gibt und der Mensch imstande ist, sie zweifellos zu erfassen, dann ist sie jedem menschlichen Wahrheitssuchen prinzipiell überlegen.« L. erinnert an Sokrates, der vor seinem Tod die verschiedenen Gewissheitsgrade beschreibt und festhält, durch die Ungewissheiten des Lebens könnte man »sicherer und gefahrloser auf einem zuverlässigen Fahrzeug, etwa einem göttlichen Worte, hindurchschiffen« (217). Umso bedauerlicher ist, dass L. zwar öfters Luther nennt, dass er dessen Werk aber nur im Spiegel der zeitgenössischen Darstellungen kannte. Er unterstellt deshalb Luther, er berufe sich für seine Gewissheit »nicht auf die eigene, irrtumsfähige Einsicht [...], sondern auf den Heiligen Geist als eine indiskutable letzte Instanz« (209) – ein tumultuarischer Kurzschluss, der Luthers präzise ausdifferenzierte Berufung auf die Klarheit der Schrift überspringt